



Nummer 62

Reinertrag für Wohlfahrtszwecke

1. Oktober 1918

An der Mfer.

Von Omer R. de Laey, übertragen aus „Van ie lande“ 1902.

Nahe an der Küste windet
Durch das grüne Wiefengras
Silbern sich der Mfer Wasser,
Eben wie ein Spiegelglas.

Hier und da ein hunder Reiher
Einer Schildwach gleich, im Ried,
Wo an fteifen Flötenbeinen
Lauernd er nach Fischen sieht.

Überm grünen Grafe schlenkernd,
Eine weiße Flagg' am Rnauf
Und aus grauem Tuch das Segel,
Fährt ein Schiff gen Nord hinauf.

Fährt und schneidet's Naß mit feinem
Scharfen Schnabel wie ein Keil,
Und die Wasserkringel schraubsen
Übers Deck von Weil zu Weil.

Aus den Binsn flüchten Enten
Furchtsam fort mit Schrillgetön,
Und dann bleibt die Schar der Schreier
Schnatternd auf dem Mfer stehn.

Einem Drachen gleicht das Segel,
Der den Wind im Rachen fängt
Und mit aufgeblähtem Leibe
Dräuend in den Lüften hängt.

Flanderns Spitzenindustrie.

Die handgearbeiteten flandrischen Spitzen haben von jeher einen hervorragenden Platz auf dem europäischen Spitzenmarkt eingenommen. Dies erklärt sich aus der Ererblichkeit und von Kindheit an geübten Kunst der Spitzenarbeiterinnen. Um Kunst handelt es sich hier in der Tat, denn man begegnet in Flandern zahlreichen Arbeiterinnen, die so hervorragendes leisten, daß ihre Schöpfungen, wahre Werke, unbedingt über dem reingetriebenen Erzeugnis stehen und als kunstgewerbliche Arbeiten hohen Ranges gewertet werden müssen.

Unter ausländischem Wettbewerb hatte der belgische Spitzenmarkt nicht zu leiden. Handgemachte Spitzen wurden nicht eingeführt, obwohl keine Einfuhrzölle bestanden; dagegen wurden größere Mengen ausgeführt. Deutschland, Frankreich, Amerika und England waren große Abnehmer trotz hoher Einfuhrzölle. (Deutschland 600 M. für 100 Kilogramm, Frankreich annähernd ebenso, Amerika 60 Prozent des Wertes der Spitzen.) Die Ausfuhr aus Belgien belief sich im Jahre 1910 auf 1.343.882 Fr.

Trotzdem befand sich das Gewerbe in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege in ständigem Niedergang. Dessen Ursache lag in der Heranziehung der Maschinen zur Anfertigung von Spitzen. Der Wettbewerb wurde immer fühlbarer, je mehr es gelang, mittels dieser Maschinen echte Spitzen nachzuahmen. Denn da man bald mechanische Spitzen herstellte, die nur Sachkenner von den handgearbeiteten zu unterscheiden vermochten, gewöhnte sich die Damentwelt allmählich daran, die Maschinenspitzen zu verwenden, die naturgemäß erheblich billiger sind.

Die deutsche Besetzung hatte anfänglich den Spitzenverkauf ansehnlich gehoben. So war z. B. in Gent die Zahl der Spitzengeschäfte plötzlich auf das Zehnfache gestiegen, und alle diese Geschäfte, die alleingekessenen wie die vom Krieg geborenen, hatten lohnenden Verdienst. Das war aber nur ein vorübergehender Aufschwung, der den inneren Verfall des Gewerbes nur zeitweilig verdecken konnte. Wie weit dieser Verfall bereits fortgeschritten war, geht daraus hervor, daß die Zahl der Spitzenarbeiterinnen, die 1870 noch etwa 150.000 betragen hatte, bis auf 47.000 herabgesunken war.

Die soziale Lage dieser Spitzenarbeiterinnen bildet eines der trübsten Kapitel der belgischen Wirtschaftsgeschichte. Die meisten Spitzenarbeiterinnen sind Flamen. Das ist bedauerlich, weil das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein völlig anderes ist, je nachdem Flamen oder Wallonen die Arbeitnehmer sind. Der Wallone behandelt über die Arbeitsbedingungen; ist ihm der Lohn nicht genügend, so drängt er den Arbeitgeber so lange, bis er ein zufriedenstellendes Ergebnis erreicht hat. Bei der Arbeit verkehrt er dann mit seinem Meister freundschaftlich, ja familiär. Anders der Flamen. Mehr landbäuerlich veranlagt, ist er an Abhängigkeit gewöhnt, es fehlt ihm das Selbständigkeitsbewußtsein des Wallonen. Er fühlt zwar die Notwendigkeit der Verbesserung seiner sozialen Lage, aber es ist gegen sein Wesen, scharfe und energische Mittel zu ihrer Besserung anzuwenden. So kann man bei geringer Entlohnung seiner gewissenhaft geleisteten Arbeit wohl Traurigkeit auf seinem Gesicht lesen, aber es wird ihm nie einfallen, seinen Arbeitgeber für die mißliche Lage der Arbeitsverhältnisse verantwortlich zu machen. Nur bei dieser gutmütigen Charakteranlage der Arbeiter ist es möglich geworden, daß der Großhändler und Agent unverschämterweise große Gewinne aus dem Spitzenbetriebe erzielen, während die Tausende von Arbeiterinnen, darunter eine große Anzahl wahrer Künstlerinnen in ihrem Fach, auf das traurigste ausgenutzt wurden.

Der Agent, der als einziger mit den Arbeiterinnen unmittelbar in Berührung kommt, bestimmt den Lohn; nur selten tritt der Großhändler in Verkehr mit seinen Arbeiterinnen. So geschieht dies höchstens, wenn er im selben Ort wohnt oder wenn er die Arbeiterinnen im eigenen Hause beschäftigt. Ein allgemeiner Maßstab für die Berechnung der Löhne fehlt, da in jeder Stadt, ja in jedem Dorfe die Art der Berechnung eine andere ist. Der Agent fragt nicht nach dem Wert der Arbeit, sondern berechnet den Preis, den er etwa vom Großhändler zu erhalten hofft und gibt dann dem Arbeiter so viel oder so wenig, daß für ihn selbst

ein möglichst hoher Gewinn übrig bleibt. Dieses System wird nur selten durch den Wettbewerb eines anderen Agenten gestört; denn im allgemeinen besteht unter den Agenten große Eintracht. Deren Opfer aber sind die Arbeiterinnen, die unter diesem „steering-System“ alle Leiden einer übermäßig langen Arbeitszeit bei niedrigen Löhnen durchzustehen haben.

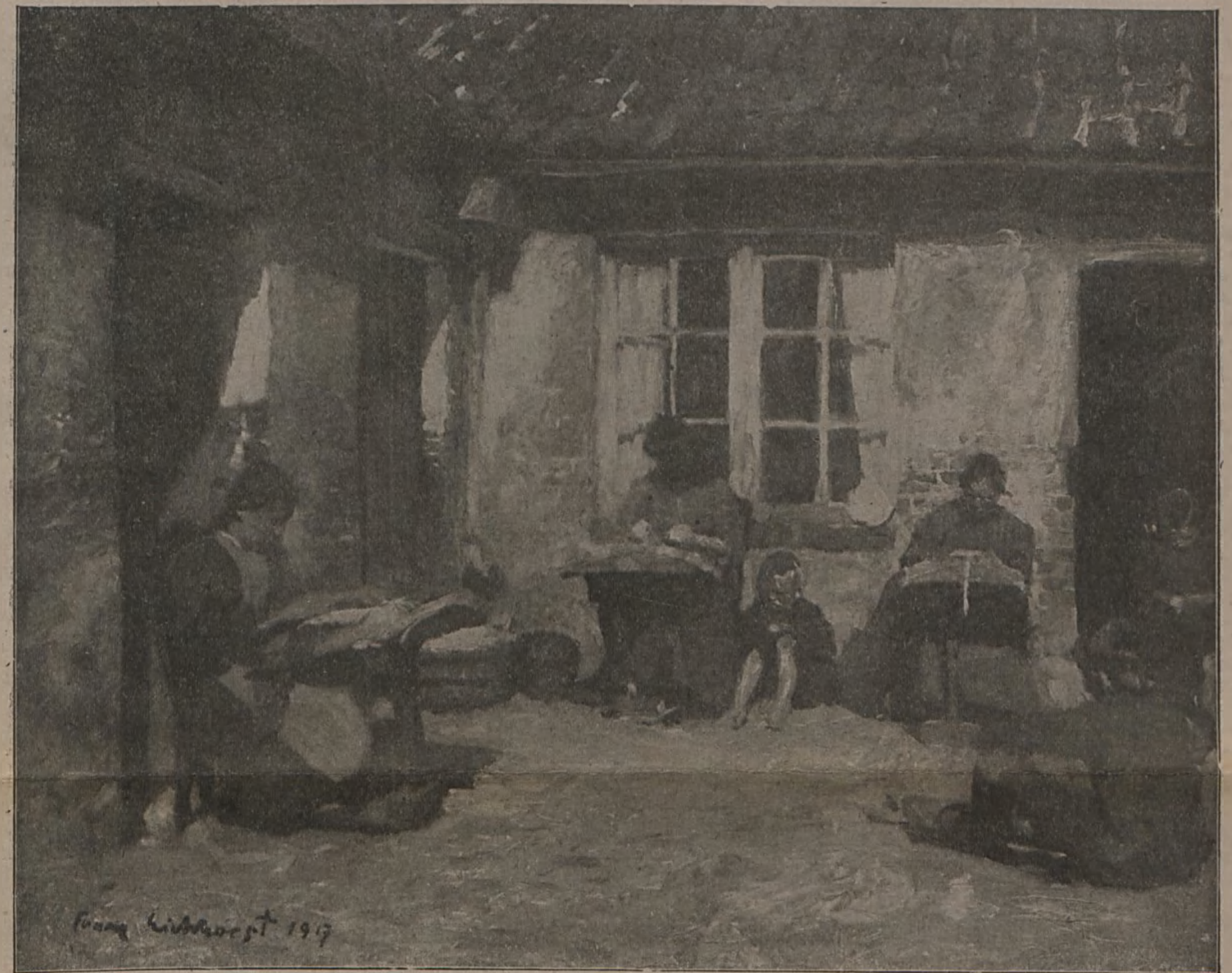
Wie in jeder Heimindustrie, so hat auch in der Spitzenindustrie noch ein anderer Umstand zur Herabdrückung der Löhne beigetragen: die große Zahl der Gelegenheitsarbeiterinnen. Diese sind meistens wirtschaftlich so gestellt, daß sie nicht nötig haben, von ihrem Verdienst zu leben, sondern ihn als angenehme Beigabe betrachten. Sie können demgemäß in jedem Falle mit wenigem zufrieden sein und ersparen so den Arbeiterinnen, die auf ihren Verdienst angewiesen sind, um leben zu können, die Möglichkeit einer Verbesserung der Löhne. Vielfach werden auch Kinder von ihren eigenen Eltern schon vom neunten Lebensjahre ab in eine „Spitzenchule“ geschickt, wo sie etwas verdienen sollen, seien es auch nur einige Centimen wöchentlich. Im Hospital zu Brügge finden sich alle Frauen, die, weil sie dort kostenlos beherbergt und versorgt sind, mit einer Bezahlung von 30 Ctm. für sechsstündige Arbeitszeit zufrieden sind. Alle diese Außenseiter haben indessen gar kein Bewußtsein dafür, daß ihre Entlohnung eine so traurige ist; spricht man mit ihnen davon, erklären sie achselzuckend, sie würden auch für noch weniger arbeiten.

Die Niedrigkeit der Löhne ist umso auffällender, als der Gewinn der Spitzen- und Großhändler ein ungewöhnlich großer ist. Die Köpfer z. B. verdienen 5–10 Prozent an der Arbeit ihrer Schüler und Arbeiterinnen, die Agenten 10–35 Prozent, der Reingewinn der Großhändler ist noch viel höher. Demgegenüber betragen die Arbeitslöhne bei zwölfstündiger Arbeitszeit 0,70 bis 1,50 Fr. für den Tag.

Bei der Einschätzung der Arbeit kommt in Betracht die Fertigkeit der Arbeiterin. Diese wird durch verschiedene Umstände bestimmt. Eine Frau, die ständig in Übung bleibt und nicht noch nebenbei Feldarbeit zu verrichten hat, ist gewandter und vermag bessere und feinere Muster zu arbeiten. Auch die Gesundheit spielt eine große Rolle, weniger das Alter. Es gibt Arbeiterinnen von 16 Jahren, die es mit solchen von 30 Jahren aufnehmen; andererseits gibt freilich die Übung den Arbeiterinnen eine derartige Sicherheit und ein so feines Gefühl, daß gerade viele alte Frauen zu den besten Arbeiterinnen zählen. Ja, manche von diesen arbeiten bestimmte Muster als Spezialität so gediegen, daß sie nach ihrem Tode von anderen in so schöner Weise gar nicht nachgeahmt werden können. Dies alles wird natürlich bei der Entlohnung berücksichtigt.

Nun wird aber der Arbeitslohn keineswegs bar ausgezahlt, sondern es herrscht fast allgemein das verwerfliche „Trudsystem“ (Verrechnungssystem). In den Gemelnden Brügge, Ziehl, Den-Dermonde, Kortrijk, Beveren, Temsche und Kieldrecht bei Antwerpen haben die meisten Agenten nebenbei Ladengeschäfte und bezahlen die Spitzenarbeiterinnen mit Kolonial-, Manufaktur- und ähnlichen für das tägliche Leben nötigen Waren. Eine Ausnahme wird nur bei Kranken gemacht, die bares Geld erhalten, um Arzt und Medizin bezahlen zu können. Eine andere, beinahe noch schlimmere Art der Bezahlung ist folgende: der Agent hat einen Laden, bezahlt aber in bar; die Arbeiterin ist gezwungen, nun bei dem Agenten das für das tägliche Leben Nötige für sich und ihre Familie einzukaufen, wenn sie nicht Gefahr laufen will, über kurz oder lang ihre Arbeit zu verlieren. Da die Einkäufe fast immer höher sind, als der ausbezahlte Lohn, stehen die Arbeiterinnen vielfach bei dem Agenten in der Kreide und können so nie von ihm loskommen. Dagegen bereichert sich der Agent sowohl an dem Aufkauf der Spitzen, wie an dem Verkauf seiner Ware. Um die Ausbeutung auf die Spitze zu treiben, geben die Agenten zuweilen selbst den frischen Spitzenwirn als Bezahlung, mit dem die Arbeiterinnen nun von neuem arbeiten müssen.

Versuche zur Hebung des Gewerbes und der sozialen Lage der Arbeiterinnen sind mehrfach unternommen worden. So wurde im August 1911 eine Gesellschaft „La Denlelle Belge“ gegründet. Es war das eine Handelsvereinigung mit dem Zweck, die Spitzen-



Spitzenmacherinnen in Flandern.

Gemälde von Franz Schijffert.

arbeiterinnen zu veranlassen, wieder die alten, schönen klassischen Spitzen zu arbeiten. Weiter sollte sie die traurige soziale Lage der Arbeiterinnen verbessern; deren Erzeugnisse sollten durch die Mitglieder auf den Markt gebracht und so die Arbeiterinnen aus den Klauen des üblen Trud-Systems und aus der Abhängigkeit von den Agenten befreit werden. Außerdem wurde unter dem Schutz der belgischen Königin eine Vereinigung „Des Amies des Denlelles“ gegründet, deren Hauptaufgabe in der Errichtung von Spitzenchulen bestand. Solche Schulen entstanden denn auch bald mehrere: die erste in Turnhout, eine weitere in Hoffda bei Wals, die dritte bei Liekele. In Brügge wurde ein Seminar für Spitzenlehrerinnen geschaffen, in dem junge Mädchen sachgemäß für die Lehrtätigkeit an vorgenannten Schulen herangebildet wurden.

Diese Einrichtungen sind von ersichtlichem und bleibendem Werte, was auch von der deutschen Verwaltung sofort erkannt wurde. Sie hat daher, sowohl um die Schulen zu unterhalten, wie auch um den Arbeiterinnen im allgemeinen einen bestimmten Verdienst zu gewährleisten, andererseits aber auch, um die Käufer gegen Täuschung zu sichern, eine amtliche Spitzen-Zentrale geschaffen. Durch sie ist erreicht worden, daß die Spitzenarbeiterinnen unmittelbar an die Käufer herantreten können, wodurch die Möglichkeit gegeben wurde, das bestehende System des Spitzen-

handels zu erhalten. Den Käufern aber ist damit die Gewährung geboten, daß sie wirklich echte Handarbeit erwerben.

Auf diesem Wege sollte weitergebaut werden, dadurch, daß im Spitzenbezirk selbst einige gute Seminarien errichtet oder bestehende ausgebaut und erweitert werden, wo selbst gute Lehrerinnen, die neue und klassischen Muster entwerfen können, herangebildet werden. Auf diese Weise bleibt die Kunst immer auf ansehnlicher Höhe. Ferner müßten die Spitzenchulen, in denen Arbeiterinnen herangebildet werden, ohne Ausnahme den Seminarien unterstellt werden.

Unbedingt nötig ist es, den Spitzenarbeiterinnen den Gedanken der Organisation (des innigen Zusammenschlusses) beizubringen. Genau wie die Landwirte überall sogenannte „Coöperative“ (Vereinigungen) haben, die in den Großstädten eigene Verkaufsfelder besitzen, um ihre Produkte (Butter, Eier, Gemüse) direkt den Verbrauchern zuzuführen, ebenso können die Spitzenarbeiterinnen gemeinsame Verkaufsstellen unter eigener Verwaltung eröffnen. Diese blühenden Vereinigungen könnten sich wiederum zusammenschließen, um große eigene Verkaufsstellen in den Hauptstädten des Auslandes zu errichten. Auf diese Weise könnte es gelingen, einen großen und in seiner Eigenart unersetzlichen Gewerbezweig wieder zur alten Blüte zu bringen.

Arm-Flandern an der Yser.

Von Ludwig Brinner.

Als in den glühendheißen Sommertagen des ungeligen Jahres 1914 vor Belgiens Grenzen das Kriegsgefeßniß austauschte, mit dem die der Neutralität längst untreu gewordene belgische Regierung so freventlich und vermessend gespielt hatte, atmeten die belgischen Staatsmänner auf. Die planmäßig und zielbewußt von ihr geübte Unterdrückung des blämischen Volkes hatte eine Gewitterspannung erzeugt, deren Entladung die Grundfesten des Staates ins Wanken zu bringen drohte. Da kam der erste

Krieg, der an der Seite der mächtigen Bundes-Genossen sicheren Sieg, Vergrößerung des Königsreiches und Niederwerfen der blämischen Bestrebungen verhieß. Daß deutsche Truppen den Engländern und Franzosen zuborlanten, zuerst belgischen Grund und Boden betreten, gab ihr einen neuen Trümpf in die Hand. Gegen den Eindringling kam schnell ein „Gottesfriebe“ zu Stande, und die Vlanten packte man bei dem, was man so grimmig befehlshaltend bei ihrem Vlamenium! An die größte Tat ihrer Geschichte erinnerte sie kein anderer als der König selbst, ihnen zurufend: „Vlamingen, gedenket der Schlacht der goldenen Sporen!“ Unendlichen Jubel lösten diese Worte bei ihnen aus; klangen sie doch wie eine Verheißung der Erfüllung ihrer heißesten Wünsche, wie die Mahnung: „Kämpfet so todesmutig wie eure Vhnen am 11. Juli 1302 gegen die Ritterschaft Frankreichs stritten, und es soll euch derselbe Lohn wie jenen zuteil werden, die Freiheit Flanderns!“ Kein Wunder daher, daß die Vlanten freudig zu den Waffen griffen, da ihnen ein solches Kriegsziel gezeigt ward. Unter dem Singen ihres Truhllebes, des „Vlaamschen Leevto“, zogen sie zum Kampf, und als in wenigen Tagen Wallonten von den deutschen Heeren überrannt war, eilten aus Flandern massenhaft Freiwillige zu den Fahnen, so daß das Heer bald zu 80 bis 85 v. H. aus Vlanten bestand.

Doch rasch betrauerte die Begeisterung. Als der ausgeworfene Köber seinen Zweck erfüllt und die Blüte der blämischen männlichen Jugend ins Netz gelockt hatte, da war es auch mit dem Komödie spielen der belgischen Machthaber vorbei. Sie ließen die blamenfreundliche Maske fallen, und nun begann eine Knechtung der blämischen Soldaten von ihren fast ausschließlich des blämischen unklugen, meist wallonischen Offizieren und Unteroffizieren, gegen die alles vor dem Kriege erlebte in den Schall trat. Ein neues „Arm-Flandern“ entstand, „Arm-Vlaanderen aan den Yser“. (So nennt es eine Veröffentlichung zweier blämischer Unteroffiziere, die von ihren Kameraden ins besetzte Gebiet entsandt wurden, um die Bevölkerung über die Drangsalierung der Vlanten an der Front aufzuklären und sie zum Fortfahren in ihrem Kampfe für Flanderns Freiheit anzufeuern.)

In jeder Weise sahen sich die blämischen Soldaten zurückgesetzt. Für sie war der Dienst in der vordersten Linie da, die Wälen wurden nach Möglichkeit hinter der Front betwenbet. Wer nicht geldüftig französisch sprach, konnte nicht daran denken, Unteroffizier zu werden. Da es ihrer nur verhältnismäßig recht wenige gab, und man auch diese noch wegen ihres Vlameniums hinten setzte, waren blämische Unteroffiziere sehr selten, blämische Offiziere gar weiße Raben. Alle Befehle ergingen nur französisch; vielfach wurden sie gar nicht, oft verkehrt verstanden. Schwere und unnötige Verluste waren die Folge, ebenso massenhafte Bestrafungen wegen Nicht- oder Verfehltauschführens von Befehlen. Sämtliche Befehlsbefehle und Anschläge, auch die Wegweiser und sonstigen Schilder und Tafeln in den Stellungen, waren ebenfalls ausschließlich französisch. Fügten unterrichtete Vlanten eine Übersetzung hinzu, um ihren Kameraden behilflich zu sein, so wurden sie bestraft. Kamen dagegen einzelne englische Kommandos in die Stellung, so pranteten alsbald auch englische neben den französischen Aufschreien.

Die Engländer fanden auch in den Lazaretten Ärzte und Schwestern, die sie in ihrer Sprache befragen konnten; der Vlame dagegen hatte kaum einmal das Glück, in seiner Muttersprache verstanden zu werden. Ebenso erging es ihm vor Gericht. Fast niemals verstand ein Weißer blämisch, und die Dolmetscher beherrschten die Sprache oft so mangelhaft, daß sie die Antworten der Angeklagten oft ganz verkehrt übersehten. Zudem gab es Weißer, die gar kein Gehl daraus machten, daß sie „es als ihre Pflicht ansahen, die Vlanten, die nicht französisch können, strenger zu beurteilen als einen französischsprechenden oder einen Wälen!“

Wie bleie sind ungeschuldig oder wegen ganz geringfügiger Vergehen ins Gefängnis getwandert. Und in was für Gefängnisse! Entsetzliches geschah in den Strafanstalten zu Fresnes, Nizza, Orleans. Vertierte französische Soldaten waren die Kerkermeister. Ein einziges blämisches Wort genügte, um angepöbeld und mit 20 Stockschlägen auf den entblößten Leib bestraft zu werden. Eine üble Laune des Aufsehers brachte den Gefangenen selbst im Winter mitternacht für eine ganze Nacht ins Freie, wo man ihn auf dem gefrorenen Erdboden festband. Die Gefangenen wurden buchstäblich ausgehungert. Hier verlangten sie den Kleister, den sie in ihren Zellen bei der Arbeit brauchten, und selbst als man daraufhin Petroleum hineintat, geschah es fast täglich, daß der Hunger die Unglücklichen zwang, die tödliche Petroleummischung aufzuessen. Fälle, in denen die Aufseher Gefangenen ins Gesicht pfeifen oder sie durch Stockschläge dazu brachten, ihre eigenen Ausfchreibungen zu sich zu nehmen, waren nicht selten. Verließen



Die Rüstpllerin

Scherenschnitt von H. Fiedler +

die Vlanten schließlich als wandelnde Schatten die Gefängnisse, so kamen sie in Staffelpagnien, wo neue Leiden ihrer harrten: ungenügende Kleidung selbst im Winter, so daß sie sich nur durch fortwährendes Hin- und Herlaufen in ihren Zellen notdürftig warm erhalten konnten; unzureichendes Essen, so daß sie selbst in den Wätrillen und Wätschbehältern nach Brotkrumen suchten; barbarische Mißhandlungen und unmensliche Strafen: hier wie in den Gefängnissen wurden Gefangene buchstäblich zu Tode geprügelt. Vergebens war es, daß der Abgeordnete von der Yere, der von der Regierung mit der Beaufsichtigung der Gefängnisse betraut war, über die fürchterlichen Zustände berichtete und dem Justizminister Carlon de Wärt zurief: „Minister der Gerechtigkeit, ich fordere Gerechtigkeit, Gerechtigkeit, Gerechtigkeit!“ Die Aussicht über die Gefängnisse wurde ihm entzogen, ein des blämischen unklugiger Wäle an seine Stelle gesetzt, und alles blieb, wie es war.

Mancher unglückliche Gefangene mag sich auf den Kirchhof gewünscht haben, um dieser Hölle zu entgehen. Aber selbst der Tod, der ehrlische Soldatentod, fehlte der Verfolgungsbaut noch keine Schranken. Es durften keine blämischen Gedenkreiden gehalten werden. Und als einem gefallenen Krankeutäger, Bögling eines Priesterseminars, die Worte nachgerufen wurden: „Gott schenke Dir, angehender Priester, einen blutigen Wälar, den Totenader von Flandern, wo Du mitten unter Wälen blämischen Jungen dein eigenes Blut vergossen hast für Gott, Flandern, Belgien“, da erklärte der Major untwärsch: „Bei einer öffentlichen Veranstaltung dürfen nur die Namen des Königs und Belgiens genannt werden.“ „Gott“ und „Flandern“ waren zutiel und vom Übel. — Ja selbst im Grab ließ man den Söhnen Flanderns keine Ruhe. Was die Franzosen mit den Grabmälern ihrer Feinde, der Deutschen, tun zu müssen glaubten, das taten auch die blaamschaffenden ihrer eigenen blämischen Mitstreiter nicht zurück. Die blämischen frommen Katholiken haben seit langem den Wahlspruch: „Alles voor Vlaanderen, Vlaanderen voor Christus“, als Wahrzeichen ein aus den Anfangsbuchstaben gebildetes Kreuz. Dieses Zeichen hatten die blämischen Soldaten ihren gefallenen Wäldern tief in die Steinkreuze hineingemeißelt, und das reizte den „wallonischen Bruder“. In einer einzigen Nacht wurden auf den Kirchhöfen zu Wälen und Wäteringhem alle diese Buchstabenkreuze mit Zement zugestrichelt! —

Wer tehren wir zu den Lebenden zurück. Auch wenn sie nicht in Gefängnissen oder Staffelpagnien saßen, war ihr Leben traurig genug. Die blämischsprechenden wurden von den Vorbegehenden verpöbeld und beschimpft, „Saubelische“ und „Wöches“ genannt. Ließen sie gar noch etwas davon verlauten, daß sie, vertrauens auf das Wort ihres Königs, des Glaubens lebten, für die Freiheit Flanderns zu kämpfen, so galten sie als „Verädelter“ und „von den Deutschen bezogen“ und waren selbst für Gefängnis und Staffelpagnien mit allen ihren Schreden. Ward schon blämischsprechen unliebsam empfunden, so rechnete das Singen blämischer Lieder, besonders des „Vlaamschen Leevto“, als Verbrechen, machte das Lied auch tausendmal in dem vom Minister de Wäraqueville herausgegebenen „Lieberboel van den Belgischen solboat“ stehen! Im August 1914 hatte „de Vlaamsche Leevto“ seine Schuldbilgkeit gelan, jetzt war es aus damit, jetzt mußten, wie

höhnlich erklärt wurde, „die blämischen Wälen an der Yere für die lateinische (d. h. französische) Kultur tanzen“. Tragisches Schicksal, stehen zu müssen für eine Regierung, die dem blämischen Volkstum den Untergang geschworen hat und, gestützt auf englische und französische Armeen, von den Yere zu Gebote stehenden Machtmitteln rücksichtslos Gebrauch macht! Was gab den Vlanten die Kraft, solch Leben zu tragen? Ihr frommer Glaube, ihre Liebe zu Flandern, ihre zuversichtliche Hoffnung auf Flanderns Erlösung durch ihre tätige Mithilfe. Und daß sie darin nicht erlahmten, dafür sorgten die Gebildeten: die Brantardiers (Krankeutäger) und Almozieniers (Feldgeistlichen).

Unter den Freiwilligen waren viele Akademiker, besonders zahlreich Priester, Priesterseminaristen und Studenten, auch einige junge Advokaten und Lehrer. Sie dienten vorwiegend als „Brantardiers“, gingen mit den Kompagnien in Stellung und nahmen sich, wo sie nur konnten, — Zeit war ja genug vorhanden — der tweniger und gar nicht unterrichteten Kameraden an, lehrten sie lesen und schreiben und suchten sie auch sonst weiterzubilden; auch für Wäler sorgten sie. Aber diese wie der Unterricht waren ja blämisch, und darum mußte damit Schluß gemacht werden. (Dagegen hielt man es für geraten, Unterricht über „Gruwel“ durch Offiziere abzuhalten, um dadurch gegen die Deutschen zu hegen). Es gab allerdings „offizielle“ Wäler, und die konnten alle möglichen Wünsche befriedigen, selbst solche nach — deutschen, beileibe aber nicht nach blämischen Wäldern. In ähnlicher Weise versuhr man mit den Zeilungen. Gebildet wurden schließlich nur noch die von der belgischen Regierung herausgegebenen Wälder, die alles blämische besudelten und bespotteten, die u. a. den Fall Antwerpen auf den Wärt der Vlanten in der Stadt zurückführten und nicht davor zurückschrecken, mit brutaler Offenheit zu schreiben: „Die belgische Offenheit muß als Hauptzweck haben, soviel Vlanten als möglich zu massakrieren, damit die belben Rassen an Zahl gleich gemacht und weiterhin alle, die nach dem Kriege die Ruhe stören könnten, beseitigt werden.“

Alle diese Mittelchen halfen aber nichts. Die Brantardiers mußten auch weiterhin für geistige Nahrung zu sorgen. Bildeten sie schon darum das Ziel

twäntendster Verfolgungen, so noch mehr wegen ihrer erfolgreichen Bemühungen, die blämischen Soldaten vor der planmäßig versuchten Entfittlichung zu bewahren. Hausenwels wurden Schmutzschristen angebracht; Offiziere ließen es sich nicht nehmen, sich die als „unzugänglich“ bezeichneten vorzunehmen und beim Mißglauben ihrer „Wälerungsbeurteilung“ ihren Spott mit ihnen zu treiben. Unbegreiflich schien es vor allem, daß die frommen katholischen Vlanten jeden Verkehr mit Wäldern mieden. Der gehört nun aber zur „lateinischen Kultur“, und da nach einem bezeichneten Ausspruch die blämischen Soldaten dazu ausersehen waren, bei ihrer Rückkehr in die Heimat „Verwäldiger der lateinischen Sitten“ zu sein, so mußten sie doch dafür gewonnen werden. Darum erklärte ein Stabsarzt, Flandern müsse sich im Schoße der Armeer „emanzipieren“; ein anderer meinte: „Es scheint, daß man, um Glamingant (d. h. überzeugter Vlame) zu sein, bei keinem Wäle schlafen dürfe“, und der fanatischste Vlantenfeind, daher auch tödlich gehaßte General Bernheim, ließte sich sogar den Satz: „Alle Glaminganten müssen einen ganzen Monat lang in einem Hurtenhaus des Montmartre (zu Paris) eingesperrt wer-



Geesoldaten

Zeichnung von Eichhorst

den.“ Als die Brandstifter dieser „Propaganda“ entgegenwirkten, u. a. auch durch künstlerisch ausgeführte Karten, die, überall angeheftet, vor dem Alkohol warnen und zur geschlechtlichen Reinheit mahnen, erging ein Verbot! Man beraubte ferner die Brandstifter ihrer freien Zeit, ließ sie außer ihrem gewöhnlichen Dienst exerzieren, Ehrenbezeugungen üben, Latinen reinigen usw., nur um ihnen die Möglichkeit zu nehmen, ihren Einfluß auf die Soldaten geltend zu machen. Spione beobachteten sie überall; Anklage auf Anklage wurde erhoben; sie wurden verurteilt, strafversetzt, in Straffkompagnien gesteckt, ins Gefängnis geworfen. Ähnlich verfuhr man mit den Almozeniers, und doch erreichte man nur das Gegenteil von dem, was man bezweckte. Wie im blämischen Lande die niedere Weislichkeit stets der Hort des Mamentums, das stärkste Hindernis der Französisierung war und noch ist, so ließen sich auch die Almozeniers durch seine Drohung und Maßregelung schrecken. Sie wären auch gar nicht imstande gewesen, etwas Blämisches dem Französischen zum Opfer zu bringen: ihre blämischen Zungen selbst, die doch so sehr an ihnen hängen, hätten sich widersetzt; solche Früchte hatte die jahrelange an der Front geübte Erziehung zum bewußten Blämischen herbeigetragen. Das sollte der Almozenier von Vanden erfahren, der wegen seiner Blämischgeinntheit bei den Soldaten außerordentlich beliebt, „oben“ aber dafür sehr schlecht angesehen war. Da sein Einfluß zu groß zu werden drohte, verbot man ihm, noch fernerhin blämisch zu predigen. Er begann also am folgenden Sonntag französisch.

Sofort erhoben sich die blämischen Soldaten und begannen die Kirche zu verlassen. Seine französische Bitte, zu bleiben, half nichts. Da wandte er sich blämisch an sie und bat sie, zu bleiben. Das wirkte. Dann begann er: „Ich verstehe euch, Jungen! Ihr wollt angesprochen sein in der Sprache, in der eure Mutter zu euch sprach, als sie euch das Kreuzzeichen machen und den Namen Jesus und Maria flammeln lehrte!“ Der Almozenier und seine Befehlshaber waren einander wert.

Natürlich war es die letzte Predigt, die er gehalten hatte: er wurde aus dem Heere entfernt. Aber der Geist blieb; der ist nicht mehr zu bannen. Mit tausend und aber tausend Hammerschlägen haben alle die unfähigen Leiden und Mühe, die Verfolgungen und Drangsale das Heer an der Mier zu einem bewußten blämischen Heere geschmiedet, das für die im besetzten Gebiet und in den Gefangenenlagern Deutschlands und Hollands erwartete blämische Bewegung volles Verständnis hat und seinen Mitstreitern zuruft: „Welches auch der Ausgang (des Krieges) sein möge: die blämischen Soldaten sind fest entschlossen, den heiligen Kampf bis zum äußersten zu führen. In Liebe und Bewunderung reichen sie den kühnen Bahnbrechern für Flanderns Selbständigkeit die Hand. Sie geben ihnen die feierliche Versicherung, daß sie bei ihrer Rückkehr ihr Siegel unter die Arbeit drücken werden, die den Dank des Volkes verdient.“ Erfüllen sich ihre Hoffnungen, so sind die in „Arm-Flandern an der Mier“ ausgehenden Leiden, Opfer und Entbehrungen nicht vergeblich gewesen.

Wie man einst in Flandern Recht sprach.

(Schluß.)

Von Lubolg Brinner.

Wilsfahrten nach fern gelegenen Orten und Kämpfe gegen den Halbmond kamen letzten Endes auf längere unfreiwillige Abwesenheit von der Heimat hinaus. Doch war das nicht ihr Zweck. Dafür verfügten die Richter über den Mann, der recht häufig, gewöhnlich in Verbindung mit Geld- oder anderen Nebenstrafen, ausgesprochen ward. Bei den mannigfaltigsten Gelegenheiten fand er Anwendung und nicht nur als Strafe für Verbrechen und Vergehen, sondern auch als Mittel der Politik: zur Entfernung unbequemer Leute. Ein Grund dafür war bald gefunden, so oftmals ist in den Urteilen überhaupt kein Grund angegeben, muß die ständig wiederkehrende formelhafte Wendung genügen, daß der Verurteilte „besser aus der Stadt denn drinnen“ geachtet werde! Als ehrenhaft galt nur die ewige Verbannung, die den Betroffenen vogelfrei machte. Aber auch eine kurzfristige Verbannung war bereits eine harte Strafe. Niemand durfte einem Geannten Mahnung oder Obdach gewähren. Dazu kam, daß bei in Gent, Brügge, Sporn ausgesprochene Bann nicht nur für die schon sehr ausgedehnten Gerichtsbezirke dieser Städte mit ihren großen Landstreifen, sondern für ganz Flandern Wirkung hatte und jede Stadt eifersüchtig über ihre Gerechtsame wachte. Eigentümlich ist, daß man in Flandern nicht nur einen Bann nach außen, sondern auch einen nach innen kannte und übte. So gut man politisch unbequeme Leute auf eine mehr oder weniger lange Reihe von Jahren aus Stadt und Land verwies, kannte man sie gelegentlich auch für eine bestimmte Zeit „in die Stadt“ oder gar „in ihr Haus“ und stellte sie dadurch fest. Aber nicht nur bei politisch Mißliebigen wandte man dieses Mittel an. Auch wenn es galt, Leute, deren Beisammensein nichts Gutes erhoffen ließ, von einander entfernt zu halten, bediente man sich seiner; so besonders, um Mann und Frau zu trennen, die sich des Ehebruchs schuldig gemacht hatten. Man kannte dann für eine bestimmte Zeit den einen Teil „in“, den anderen „aus“ der Stadt. Im übrigen wurde auch der Bann bei allen nur möglichen Gelegenheiten angewandt und mit derselben Willkür wie jede andere Strafe; ein leichter Gehstift zog oft dieselbe harte Strafe nach sich wie ein Schwerverbrechen. So wurden in Gent neun Eingekerkerte, die sich mit den Waffen in der Hand gegen die Stadtgüter empörten und „ihre besten Iden, sie totzuschlagen“, und eine Brandstifterin eben so zu fünfzigjähriger Verbannung verurteilt wie eine Frau, die über ein unbescholtenes ehrliches Mädchen ehrenrührende Äußerungen getan hatte, desgleichen ein Mann, der den Herrn von Gruuthuuse und seinen Sohn für Verräter erklärt hatte, sowie ein anderer, weil ihm die Bemerkung entwichen war, Schiffe z. B. sei „ein falscher Mann und nicht würdig, im

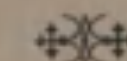
Rale zu sitzen!“ — Der Landesherr konnte den Bann aufheben, jedoch nicht vollständig: hatte Gent, Brügge oder Sporn die Strafe verhängt, so vermochte der Graf dem Verurteilten nur den Aufenthalt im Lande, nicht aber in der bannenden Stadt zu erlauben. Und von diesem Recht (Gent übte es 1540 nach dem Aufstande gegen Karl V. mit allen anderen Sonderrechten ein) ließen sich die drei „Guten Städte“ nichts abhandeln. Zwar war es Brauch, daß der seine Regierung ansetzende neue Graf von Flandern bei der „Wilsen Ankomst“ — wenn er zwecks Leistung des Treueides und Entgegennahme der Huldigung seinen feierlichen Einzug in die drei Städte hielt — ganze Scharen Geannten mit sich führte (z. B. Karl der Kühne 1468 in Gent nicht weniger als 784), um sie von der Strafe zu lösen. Aber die Städte verweigerten sie, den Grafen zu fragen, ob er die Aufhebung des Bannes als ein Recht fordere oder als eine Vergünstigung erblicke, und sich auf diese Weise ihr alles Gerechtsame neu beschaffen zu lassen. Wer von den Geannten es wagte, ohne Genehmigung der Stadt, die den Bann ausgesprochen, zurückzukehren, verfiel unanfechtlich schwerer Strafe, die bereits beim Fällen des Urteils regelmäßig angegeben ward: Gefängnis, Verlust eines Gliedes, ewige Verbannung, selbst der Galgen (für Männer) oder die Grube (für Frauen; sie wurden lebendig begraben!).

Sehr häufig waren diese Strafen — Monbzene, Ehrliche Beförderung, Pilgerfahrten, Bann — miteinander oder mit sonstigen Nebenstrafen verbunden. Da die Willkür der Richter unbeschränkt war, konnten sie ihrer Phantasie dabei ungehindert die Flügel schenken lassen, und so finden wir denn oft Entscheidungen, die heute recht sonderbar anmuten. So z. B. wenn ein Mann, der einer Bäuerin die Milch ausgegossen hatte, außer zu einer Wallfahrt dazu verurteilt ward, am Sonntag mit umgehängter Milchkanne in der öffentlichen Prozession mitzugehen. Auch die bössliche Wilsfahrt nach Doornik mit dem Rüßigen des Ruhmaus und den anderen merkwürdigen Bedingungen gehört hierher. Die meist gepflegte Nebenstrafe war aber die Geldstrafe, die selbstverständlich, wie überall und zu allen Zeiten, auch an und für sich schon eine große Rolle spielte. Die „Costumen“ vieler Orte enthielten lange Listen von Geldstrafen: für Schläge mit und ohne Werkzeug, mit und ohne Blut, mit und ohne Niederstürzen des Geschlagenen, für Fußtritte, Bartschneppen, Haarrauben, für den Gläubiger, der den Schuldner zum Zahlen zwingen will; für den Wirt, der den Trant verweigert usw. usw. Besonderen Anreiz zum Anwenden dieser Strafe bot oft die wenig erfreuliche Verfassung der Kasse. Je tiefer die Ebbe im Gemelndesäckel, um so höher die Flut der Verurteilungen zum Beutelziehen. Nicht

Beilage zur Kriegszeitung

In Flanderns Rüste

Nummer 62



1. Oktober 1918

Poincaré als Kriegsanstifter.

Ein Zeugnis des ermordeten Zaren.

In Form eines offenen Briefes bringt eine neutrale Stimme einen neuen schlagenden Beweis für die Schuld des Eroberungs-gierigen Präsidenten Poincaré an der Entstehung und dem Ausbruch des Weltkrieges. Der Kronzeuge, auf den die Anklage sich stützt, ist der ermordete Zjar Nikolaus von Rußland, der in vermaultem Kreise berichtete, daß schon lange vor Ausbruch des Weltkrieges Poincarés geheime Ziele die Entfesselung eines Krieges zur Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen waren. In den hinterlassenen Tagebüchern des Zaren, die jetzt veröffentlicht werden, steht dieses Bekenntnis, das für die französische Kriegspolitik bezeichnend ist, mehrfach und unzweideutig wieder.

Es ist die kürzliche Zeitschrift „Das Buch“, die neuerdings Poincarés Schuld am Kriege erhärtet; sie hat es in Form eines offenen Briefes an den französischen Präsidenten. Wir geben die entziffernde Stelle wörtlich wieder:

„Sie wissen, Herr Präsident, ganz genau — und zwar aus derselben Quelle wie unser Ihnen bekannter Gewährsmann —, wie sich der Zar noch während Ihres Aufenthaltes in Rußland im Anschluß an das sogenannte Friedensgespräch gegenüber jenem Großfürsten geäußert hat, mit dem Sie am selben Tage noch eine lange Unterredung hatten. Die Worte des Zaren: „Ich arbeite für den Frieden Europas, Poincaré für die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens“, sind, wie Sie wissen, recht weitläufig bekannt geworden. Die für Sie, Herr Präsident, nicht gerade erfreuliche Tatsache, daß dieser Satz sich auch in den Aufzeichnungen des Zaren befindet, die laut Dekret der russischen Regierung vom 19. Juli beschlagnahmt wurden, dürfen Ihnen via London seit dem 23. Juli bekannt sein. Und ein weiterer, auch Ihnen erreichbarer Zeuge, der die Worte des Zaren verbürgt: „In Poincarés Ehrgeiz liegt eine Gefahr für den Frieden“ und: „Erst wenn Poincarés Präsidentenschaft vorüber ist, halte ich den Frieden für gesichert“ — auch dieser Zeuge ist, nachdem die Aufzeichnungen des Zaren beschlagnahmt sind, nicht mehr zu widerlegen.“

Das „Buch“ stellt dem französischen Präsidenten drei Spalten zum Zwecke einer Erwiderung und Rechtfertigung gegen die Anklage, der Anstifter des Krieges zu sein, zur Verfügung, indem es betont, daß es eine völlig unabhängige, völlig auf sich selbst gestellte neutrale Zeitschrift ist. Wir sind begierig, ob Herr Poincaré in der Lage sein wird, der Aufforderung zur Rechtfertigung seiner Kriegspolitik zu entsprechen, und ob er es versuchen wird, diese schlagende Beweisführung auch nur abzuschwächen.

Ein mißlungener Schlag der englischen Propaganda.

Das englische Propaganda-Ministerium, das sich das Ziel gesetzt hat, die Zerberstung des deutschen Front- und Heimatheeres zu untergraben, ist in der letzten Zeit auf ein neues Mittel verfallen. In Massen sind Briefe deutscher Kriegsgefangener an ihre Angehörigen in der Heimat im Handschriftendruck veröffentlicht worden, die von Ballonen und Flugzeugen über der Front abgeworfen wurden. In diesen Briefen wird die Unterbringung, Ernährung und Behandlung in den englischen Kriegsgefangenenlagern in den rosigsten Farben gemalt. Aber die abgemerkten Schreiben haben den beabsichtigten Zweck vollkommen verfehlt. Unsere Soldaten in der Front lassen sich durch solche

Mittel nicht fangen. Die Briefe sind von den Finbern an ihre Adressaten gesandt worden, und in vielen Fällen wurde dabei angefragt, ob der Schreiber des Briefes wirklich in englischer Gefangenschaft sei. Unsere Soldaten wissen über die Zustände in den englischen Gefangenenlagern genau Bescheid und schenken daher den günstigen Schilderungen der Lage deutscher Kriegsgefangener keinen Glauben. Wie recht sie damit haben, beweist die Antwort, die der Adressat eines solchen Briefes an den Überbringer schrieb. Es heißt darin:

„Von den erwähnten Briefen habe ich schon Hunderte von Exemplaren erhalten und ich kann Ihnen mitteilen, daß mein Skepsis (der Schreiber des von den Engländern abgetroffenen Briefes) in englischer Gefangenschaft war und nun nach Holland ausgetauscht ist. Der Engländer hat seine Gefangenen gemein behandelt, und die Briefe sind unter englischen Gewalttätigkeiten geschrieben worden. Sie entbehren jeder Wahrheit und sind darauf gerichtet, daß unsere Truppen überlaufen sollen. Ein richtiger Soldat weiß jedoch, wofür er kämpft, für den eigenen Herd, für seine Angehörigen zuhause, für Kaiser und Reich. Daran soll jeder festhalten.“

Die Briefe sind hiernach also wirklich in englischen Gefangenenlagern geschrieben worden, sind aber, was noch schlimmer ist, als wenn sie einfach nur auf Erfindung beruhten, die Ergebnisse gemeiner Schreihand an wehrlosen Opfern. Und doch ist alle Mühe, die auf ihre Herstellung verwandt worden ist, vergebens; denn die erwartete Wirkung blieb aus. Die großzügige englische Propaganda hat vielmehr eine entgegengesetzte Ablehnung in Front und Heimat gefunden, von der die obige Antwort einen herzerquickenden Beweis liefert.

Der Katechismus in der Westentasche.

(Für solche, die in Gefangenschaft geraten.)

1. Die Gefangenschaft ist die Fortsetzung des Krieges mit feineren Mitteln. Sie entblendet dich nicht des Fahnenfeldes, sondern verpflanzet dich zu doppelter Treue.
2. Der feindliche Nachrichtenoffizier ist dein gefährlichster Gegner. Trau ihm nie, auch wenn er noch so freundlich gegen dich ist.
3. Wenn du dich bei jeder Frage recht dumm stellst, handelst du am klügsten.
4. Du darfst lügen. Gegebenenfalls sollst du es sogar. Notlügen, die zum Wohle deiner Kameraden in der vordersten Linie den Feind irreführen, sind nicht sündhaft, sondern gelten als patriotische Tat. Wenn du's indessen lügst, mache es geschickt und schlau.
5. Am besten ist, du sagst stets: Ich weiß es nicht. Mit dieser Verneinung kannst du letzten Endes am meisten nützlich sein. Und den Kopf wirst du deshalb niemand abreißen.
6. Bei Androhungen von Strafen und Mißhandlungen sei tapfer und standhaft. Denk immer daran, daß es lauter Mittel sind, dich zu zwingen.
7. Der Verräter ist beim Feinde verhaßt und verachtet. Er dient als willkommenes Werkzeug, das man nach dem Gebrauch zum Gerumpel in die Ecke wirft. Der gefahrvollste deutsche Soldat hingegen zögert auch dem Gegner Achtung ab und erleichtert sich dadurch sein Gefangenelos.
8. Es ist eine deiner vornehmsten Aufgaben, in diesem Sinne auf deine Leidensgefährten einzutwirken. Viele unter ihnen sind körperlich oder seelisch zusammengebrochen und dadurch willenlos

gefordert. Such sie zu trösten und wieder aufzurichten, daß sie sich der Versuchung gewachsen fühlen.

9. Bei der Auteilung einer Arbeit überlege scharf. Wenn sie sich deiner Überzeugung nach nicht mit der Würde eines Deutschen verträgt, wirf sie entlassen hin, verweigere sie. Nichts ist dir die Strafe sicher. Hab dann auch den Mut, diese für deine Überzeugung wieder zu tragen. In jedem andern Fall aber schädige den Feind durch Trägheit oder falsches Ausführen der Aufträge.

10. Du bist als rechter Soldat zur Aufmerksamkeit und scharfen Beobachtung erzogen worden. Vergiß auch in der Gefangenschaft nicht diese vornehmsten Eigenschaften. Halte Augen und Ohren offen; präge dir alles, was du siehst und hörst, tief ins Gedächtnis ein. Kammere dich an den Grundsat, daß es überhaupt nichts Unmögliches gibt. Bei deiner Auslieferung oder späteren Rückkehr können deine unscheinbarsten Angaben vielleicht von der größten Bedeutung sein.

11. Wenn dir die Möglichkeit zur Flucht geboten ist, unterlasse nichts, sie mit eiserner Ruhe und geduldiger Umsicht vorzubereiten. Aber auch hier heißt das erste Gebot: Laß dich nicht ertappen. Einmal bereit, wird sie dir schließlich zum zweiten Male gelingen, und du bist elender daran denn je. Wenn dir der Zufall gewogen ist und du dich durchschmuggelst, veräume auch auf diesem Wege nicht, mit offenen Augen durch die Welt zu gehen. Du kannst du das wertvollste Material für unsere Heeresleitung sammeln.

12. Zeige dich keines Deuschturns und deiner Erziehung würdig. Suche nicht durch Liebedienerei und Bauchtrieberium dein Schicksal leichter zu gestalten. Aufrecht und stolz sollst du tragen, was dir der Himmel schick. Darin liegt das Glück des Braven, daß er auch im Unglück der gerade, weiserfeste Mann bleibt. Dann betrachte dich der Feind mit einer heimlichen Scheu und sein billiger Hohn erwidert ihm im Halbe.

Aus-, Durch- und Maulhalten.

Ein U.O.R. erläßt den folgenden Heeresbefehl:

Es wird in letzter Zeit an der Front und im Inlande wieder entsetzlich viel geklatscht, gekloppt und zusammengehantelt über unsere Lage und über unsere Absichten. Unruhe und Besorgnis werden dadurch ins Land getragen, beabsichtigte Maßnahmen der Führung geistlos verbreitet und dem Feinde verraten!

Es ist Pflicht aller Heeresangehörigen aller Grade, energisch und unter Einsatz ihrer Persönlichkeit diesem Unwesen entgegenzutreten. Ein Heeresangehöriger, der von irgend einer Persönlichkeit außerordentlich erzählt: „Wir werden am so und so vielen da und dort angreifen!“, kann sich doch ohne weiteres sagen: „Wenn die Sache richtig ist, dann liegt hier eine strafbare Verletzung des Dienstgeheimnisses zugrunde!“ und es ist daher selbstverständlich seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, der Sache sofort ohne Ansehen der Person eingehend auf den Grund zu gehen und die betreffende Persönlichkeit zur Verantwortung ziehen zu lassen. Tut er das nicht, trägt er sogar im Gegenteil dazu bei, das Gehörte weiterzubreiten, so macht er sich mitschuldig, wenn der Feind frühzeitig von unserem Vorhaben Kenntnis erhält und dieses daher mißlingt. Der Tod vieler deutscher Kameraden ist dann die Folge der verdammten Schwachheit und Gleichgültigkeit Einzelner.

Es ist der Mühe wert zu beobachten, wie drüben bei unseren Feinden jede Auserung, die unseren Feinden nicht zu ihrem Kriegszweck paßt, rücksichtslos mit den schärfsten Strafen belegt wird. — Dabei geht es unseren Feinden sicherlich vielfach dreistiger wie uns. Sie verstehen es nur besser wie wir, den Kellner zu befolgen: „Aus-, Durch- und Maulhalten!“



Der bliffige Architekt. Ein Adobat ließ sich ein Haus bauen und fragte den Architekten: „Wissen Sie nicht einen zu meinem Berufe passenden Spruch, den wir über die Hausstil setzen können?“ — „Um,“ meinte der Architekt, „schreiben wir halt: Hier ist guter Rat teuer!“

Instruktion. Der Einjährige Rolte erhält regelmäßig Feldpostbriefe mit der Aufschrift: „Hochwohlgeboren Herrn Rolte!“ — „Rolte,“ belehrt ihn der Feldwebel, „beim Militär gibt es grundsätzlich keinen Herrn, verstanden?“ — „Sowohl, Feldwebel!“

Aus einer Reiseprüfung hinter der Front. Schulrat: „Kandidat, nennen Sie mir eine schlesische Grafschaft, die in den napoleonischen Kriegen eine Rolle spielte!“ — Der Kandidat schweigt. Hinter dem Rücken des Schulrats zeigt der Geschichtslehrer auf seine Glase, um die Gedanken des Kandidaten auf Glas hinzuleiten. Dieser hat sofort verstanden und antwortet mit einem dankbaren Blick auf den Retter in der Not: „Oberlausitz.“

Boshaft. Ein Urlauber erhält in einem Restaurant einen feinsten Braten vorgelegt. — „Herr Wirt,“ sagt er, „den nehmen Sie mal gleich wieder mit; wenn ich den esse, mache ich mich strafbar!“ — „Aber wie denn?“ — „Eiserne Portionen darf ich nur mit Genehmigung des Regimentskommandeurs essen!“



Zahlenrätsel.

- 13 16 18 7 19 15 7 14 9 — Stadt in Bayern,
14 19 2 6 19 4 7 13 14 7 — Waffengattung,
17 6 9 12 13 6 14 — Stadt im Offenstgebiet,
15 7 13 7 13 16 18 — afrikanisches Volk,
6 21 21 6 13 6 4 — technisches Gerät,
13 6 3 7 4 7 — Feuerwerk,
20 16 10 10 7 13 — Fluß im Oberelsaß,
11 7 19 1 7 18 10 6 22 18 — männlicher Vorname,
6 8 10 7 14 — Pflanze,
8 13 16 18 18 12 13 14 4 6 19 19 14 7 19 — feindl. Staat,
19 5 13 19 12 7 13 8 — Stadt in Bayern,
7 18 21 7 — Baum,
13 15 6 12 6 13 12 7 13 — Genußpflanze.

Statt der Zahlen sind Buchstaben zu setzen. Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben einen deutschen Kompositionen und die Endbuchstaben von oben nach unten eine von ihm komponierte Oper.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

ca - cl - die - e - e - far - fen - gat - gang - hel - hen - ho -
l - i - in - fa - licht - ld - maul - mer - nat - ne - ne - nen -
no - not - pri - ra - re - ri - thl - to - to - ros - se - sel -
sig - flau - fur - the - va - wen - wan - ze

sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen den Namen eines berühmten deutschen Dichters ergeben, die Endbuchstaben von unten nach oben eines seiner Werke.

Die Wörter haben folgende Bedeutung:

1. Beruf, 2. Blume, 3. Teil eines Gebäudes, 4. Mädchenname, 5. berühmter Erfinder, 6. afrikanisches Tier, 7. russischer Vorname, 8. italienische Insel, 9. Dichter, 10. Bezeichnung eines Erasmittel, 11. Tonart, 12. Kaisergeschlecht, 13. weiblicher Vorname, 14. Gartenblume, 15. technische Strungenschaft, 16. biblische Person, 17. Stadt in Brandenburg.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Zahlenrätsel.

Baumwolle, Ägypten, Dago, Handschuh, Dular, Messe, Bissard, Alfier, Rio de Janeiro, Gussab — Bad Homburg vor der Höhe.

Silbenrätsel.

Dieselweg, Roller, Landau, Ulmenlaub, Todesfahrt, Häuer, Elba, Rosternoto — Dr. Luther, Wartburg.



Am Strand von Ostende.

Aufnahme von E. Rosenheim.

immer hatten die Opfer eine runde Summe in klingender Münze an den Kämmerer abzuführen. Oftmals wurde das Maß ihrer Leistung auf andere Weise umschrieben: Da gab es bald einige neuen Stadtmauer zu erbauen, bald waren tüchtige Streden Steinweg (der Deutsche sagt natürlich viel schöner „Chaussee“) anzulegen oder einige Tausend Hartkline zu Befestigungszwecken zu liefern; ober: der Fischmarkt in Gent sollte mit feinem, löwengefränten Säulen verziert werden; die Standbilder der Grafen von Flandern am Stadthaus zu Brügge hatten der Vergoldung, Kirchen und Rathhäuser der Ausschmückung mit gemalten Glasfenstern, St. Nikolaus oder andere Heilige eines neuen Prunkgebäudes — alles das bei den Richtern erwünschten Anlaß, zahlungsfähigen Sündern Gelegenheit zur nützlichen Anwendung ihres Geldes zu geben. Besonders die Verurteilungen zum Begehren gemalter Glasfenster häuften sich eine Zeitlang außerordentlich bis — dem Bedürfnis genügt war. Daß auch bei Armen- und Krankenpflege dabei nicht vergessen ward, verleiht sich bei der Aufmerksamkeit, die man diesen Werken der christlichen Barmherzigkeit in früheren Jahrhunderten gerade in Flandern entgegenbrachte, von selbst. Angenehm berührte dabei, daß man für die Pflege nicht nur das Notwendige und Nützliche zu erlangen suchte. Nicht bloß Verurteilungen zum Verteilen von Geld und Brot, sondern auch von Wein waren gar nicht so selten, und einem reichen und vornehmen Genter Sünder wurde ausdrücklich zur Pflicht gemacht, ein Faß guten Johannesbergers zu liefern. Für die Fragen des Magens haben die Dämonen allemal großes Verständnis gezeigt. Daß es auch den Richtern daran nicht mangelte, betrafen bereits die schmaus- und becherreichen Sünder aus dem Genter Boenedinbuche. Aber die hochwohlweisen Herren waren auch selbst den Freuden der Tafel und eines guten Trunkes nicht abgeneigt und verschmähten es keineswegs, Versehen und Nachlässigkeiten von ihresgleichen zu ihrer eigenen Abkühlung zu streifen. So wurde ein Genter Ratsherr, weil er einen Brief an den Markgrafen von Antwerpen mit seinem eigenen Siegel anstatt des städtischen geschlossen, dazu verurteilt, der Tafel sechs Elben Rheinweins zu liefern, und ein Schöffe von Kortrijk mußte gar, weil er einen Verbrecher höchstgenüßig gekostet hatte, seinen Bankgenossen eine ganze Mahlzeit, eine „Tafelherberge“ von 25 Pfund Groschen, austreten lassen, was den Herrn allerdings arg verschmupfte. Vielfach war es auch Sitte, den Richtern, die zur Aburteilung von Schwertverbrechern nach

austwärts kamen, nach der Verhandlung ein Festmahl zu geben, für deren Beschaffung eine gewisse Summe nicht überschritten werden durfte. Das geschah, um den Geist ein wenig zu erheitern, was man angesichts der Höllequalen, deren Zeugen sie gewesen, gut verstehen kann, weniger dagegen, daß an diesen Schmausereien oftmals auch der zum Tode Verurteilte, zwischen den höchsten Würdenträgern sitzend, teilnahm. Um so begreiflicher aber ist, daß „von den ausgebrachten und getrunkenen Gefunden nichts erwähnt“ wird.

Am Scherenfernrohr der Zeit.



Ein Muz-Bug deutet und dieser Krieg;
Er führt gar mit Bedacht
Und hat viel Zeit und eilt sich nicht
Mit seiner vollen Fracht.

Üngst machte Ostreich wieder Dampf
Bei der Maschine auf.
Schnell geht und der Entleerter
Aufs Feuer Wasser drauf.

Lloyd George müht uns verzweifelt sehr,
Da wird 'ne Lösung draus.
Ein jeder Muz kommt schließlich an,
Ein jeder Krieg geht aus.

Wir halten aus, bis daß zerfällt
Der Hohn an deutschem Truh,
Dann bringt mit Wolldampf frohe Fracht
Heimwärts der Friedens-Muz. Früh von der Mier.

Mit Bootskanonen von Brüssel bis Antwerpen.

(Fortsetzung.)

Von Leutnant Heyden.

(Nachdruck verboten.)

Während die Seesoldaten auf einem am Bahndamm gelegenen Felde bivouakierten, nahmen wir in einem benachbarten Bauernhause Quartier, wo uns um Mitternacht auch endlich unser Küchentwagen mit dem heißersehnten Mittagessen erreichte.

Von der Höhe des Bahndamms sah man das an mehreren Stellen brennende Mecheln, während die ganze Nacht hindurch unsere schwere Artillerie einen Schuß nach dem andern zum Feinde hinüber sandte.

Am folgenden Morgen gegen 7 Uhr marschierten wir weiter und erreichten bald Hoffstade, das auch das uns jetzt schon so gewohnte Bild eines zerstörten Dorfes zeigte. Hier rasteten wir einige Stunden am Straßengraben, um weitere Befehle abzuwarten. Inzwischen erhob sich vorn wieder ein Höllenlärm, der Artillerielärm war im vollen Gange. Auch bis in unsere Nähe kamen einige Granaten, deren Einschläge von uns aber mit mehr Neugierde als Unbehagen betrachtet wurden, waren sie uns doch noch eine unbekannte Erscheinung. Gegen Mittag erhielten wir den Befehl, auf der Straße nach Mecheln bis zum Dyle-Kanal vorzurücken. Kaum hatten wir die über den Kanal führende, aber zerstörte Straßenbrücke erreicht, als auch schon die ersten Schrapnells über unseren Köpfen plakten. Das spornte uns zu höchster Eile an, und in rasender Geschwindigkeit legten wir die einige hundert Meter lange Strecke bis zur Eisenbahnbrücke zurück, über welche wir die ersten schützenden Häuser von Mecheln erreichten. Am Bahnhofsvorplatz angekommen, dessen Umgebung von den deutschen Granaten ziemlich mitgenommen war, rissen wir von den Fenstern einer Wirtschaft die Vorhänge herunter und versuchten sie in den Granatlöchern des Bahnhofsplatzes mit Erde zu füllen, um bei einem etwaigen Straßenkampfe wenigstens einige Deckung zu haben. Da der Platz aber unter einem andauernden heftigen Feuer lag, mußten wir den Versuch bald aufgeben.

Dann erhielt unsere Batterie — die andere hatte sich vor Mecheln von uns getrennt — den Befehl, sich einem durch Maschinengewehre verstärkten Zug Seesoldaten anzuschließen, der die Aufgabe hatte, die erst vor wenigen Stunden eroberte Stadt von etwa zurückgebliebenen Feinden zu säubern. Für den Fall, daß sich diese in Häusern oder hinter Barrikaden festgesetzt hatten, hätten unsere Geschütze jedenfalls gute Dienste leisten können. Der Feind belegte die ganze Stadt dauernd mit Schrapnellfeuer, machte aber zwischen den einzelnen Salven eine kleine Pause, so daß diese stets zum Vorrücken benutzt wurde. In höchster Geschwindigkeit rasten dann die Infanteristen, gefolgt von den Maschinengewehren und Bootskanonen, die Straßen entlang, um dann den nächsten Schrapnellhagel in Deckung der Häuser abzuwarten. Die Straßen und Häuser zeigten an vielen Stellen schwere Beschädigungen durch die Beschießung, in mehreren Straßenbierfeldern brannten noch ganze Häuserreihen. So waren wir, immer in der Erwartung, auf einen Widerstand seitens des Feindes zu stoßen, bis zum Marktplatz vorgerückt, wo wir uns eine etwas längere Rast gönnten. Während wir dort standen, kam ein einzelner Zivilist über den Platz gegangen, und jetzt erst kam uns die ungeheuerliche Tatsache so recht zum Bewußtsein, daß diese Stadt, die sonst etwa 50 000 Menschen beherbergte, augenblicklich fast menschenleer war. In dem vorherigen Gefühl der Spannung und Erwartung war einem dieser Gedanke nicht gekommen.

Dann rückten wir in der bisherigen Weise weiter vor und machten schließlich bei dem hinter der Dyle am Nordausgange der Stadt gelegenen Gefängnisse halt. Da die Beschießung immer heftiger wurde, gingen wir an einer sich längs des Flusses hinziehenden Häuserreihe in Deckung. Von unserm Standort konnten wir beobachten, daß es die feindliche Artillerie auch auf den Turm der Kathedrale abgesehen hatte, wo sie wahrscheinlich einen Beobachter vermutete.

Schließlich wurde es auf der Straße aber derart ungemütlich, daß wir die verschlossenen Haustüren aufschlugen mußten, um

wenigstens vor den Schrapnellstugeln und Granatsplittern sicher zu sein. Hier fanden wir noch den Kaffeetisch gedeckt, die Bewohner hatten sich nicht mal Zeit genommen, ihre Mahlzeit zu beenden, anscheinend waren sie Hals über Kopf geflohen. Hungrig und durstig, wie wir waren, fehlten wir uns selbstredend sogleich an den gedeckten Tisch und ließen uns Kaffee und Brot gut munden. In einem dieser Häuser war das gesamte Porzellan fein säuberlich auf den Fußboden gelegt, jedenfalls in der Annahme, daß es so weniger unter den Erschütterungen leiden würde. Da wir nun die Räume benutzen mußten, sahen wir uns veranlaßt, das Porzellan wieder in die Schränke zu verstauen. Abends nahmen wir jedoch Quartier in der Wohnung des Gefängnisbeamten, nachdem wir zwei Geschütze vor dem Eingang des Gefängnisses in Stellung gebracht hatten, welche bei einem etwaigen Nachtgefechte die angrenzenden Straßen bestreichen sollten.

Da unser Küchentwagen wieder nicht nachgekommen war, mußten wir unseren Hunger mit requirierten Vorräten und Reis stillen, Brot und sonstige Nahrungsmittel waren in der ganzen Stadt nicht mehr zu finden, jedenfalls hatten die Belgier wohlweislich alles mitgenommen.

Um 1 Uhr nachts erhob sich draußen ein lebhaftes Gewehrfeuer, so daß wir alarmiert wurden und bald feuerbereit bei den Geschützen lagen. Die Belgier versuchten einen Gegenangriff, sie ließen es aber bei dem schüchternen Versuche bewenden. Nach einer Stunde war wieder alles ruhig, so daß wir uns auf dem Fußboden des Quartiers wieder dem wohlverdienten Schlafe hingeben konnten.

Am andern Vormittage gegen 10 Uhr rückte die Batterie auf der Ostseite der nach Antwerpen führenden Eisenbahn bis dicht an die vordere Stellung vor und eröffnete das Feuer auf die Häusergruppen in Richtung Nieuwendyl. Die Leitung bei diesem Schießen übernahm der zum Stabe der Marine-Division gehörige Leutnant v. Schröder, ein Sohn Sr. Erz. des Kommandierenden Admirals. Er nahm sich in jeder Beziehung unster an, die wir ja noch ziemlich Neulinge im rauen Kriegshandwerk waren, er zeigte uns, wie man ein Geschütz zweckmäßig einbaut und im buschigen Gelände durch Bedecken mit Gesträuch der feindlichen Sicht entzieht. Auch sonst gab er uns wertvolle Anleitungen. Unser Batterieführer nahm sich diese Lehren derart zu Herzen, daß man ihn von jetzt ab nur noch mit zweigumkränzter Mühe sah, sobald wir uns mit den Geschützen in Stellung befanden.

Schuß auf Schuß sandten wir nun in aller Ruhe in die vom Feinde besetzten Häuser, aus welchen sich die Belgier schleunigst in Sicherheit brachten, es war ein regelrechtes Schußschießen. Die einzige Gegenwirkung des Feindes beschränkte sich auf einige Schrapnells, die aber viel zu kurz lagen, so daß sie uns nicht mal lästig wurden. Nach etwa einer Stunde brachen wir das Gefecht ab und marschierten wieder zur Stadt zurück. Wir hatten aber noch nicht die ersten Häuser erreicht, als eine Schrapnellsalve genau über uns krepierete; wie durch ein Wunder wurde niemand verletzt. Dieser unerwartete feindliche Gruß spornte uns selbstredend zur höchsten Eile an, und schnell hatten wir die schützende Straße erreicht. Bei diesem Galopp wäre beinahe ein Mann der Geschützmannschaft auf eigenartige Weise zu Schaden gekommen. Ein herabhängender Telephondraht hatte sich ihm bei unserer rasenden Fahrt schlingenartig um den Hals gelegt, und da er durch seinen umgehängten Zuggurt fest mit dem Geschütz verbunden war, wurde er von den anderen Leuten mit fortgerissen. Glücklicherweise konnte das Geschütz aber noch frühzeitig zum Stehen gebracht werden, so daß der Mann ohne größeren Schaden davonkam.

(Fortsetzung folgt.)

Abdruck der Aufsätze, wo nicht ein anderes ausdrücklich bemerkt ist, mit Quellenangabe gestattet.